

Den Dienst am Privaten leisten

Angesichts des tausendfachen Sterbens seien die Kirchen überflüssig geworden – befand an dieser Stelle der evangelische Theologe Gerhard Wegner. Mitnichten, urteilt **Traugott Roser**.

Der ehemalige Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, Gerhard Wegner, veröffentlichte in dieser Zeitung eine harsche Polemik gegen die Kirchen in der Corona-Pandemie (F.A.Z. vom 14. Januar). Sozialwissenschaftlich und philosophisch beleuchtet, wirft Wegner den Kirchen vor, angesichts des tausendfachen Sterbens, der damit verbundenen Trauer und der Aufgaben für eine Krisenbewältigung in Gesellschaft durch Unsichtbarkeit „den endgültigen Beweis des Übergangs (...) in die Nutzlosigkeit“ geliefert zu haben.

Wagners Institutionenkritik lässt allerdings einige blinde Flecken erkennen. Der blinde Fleck beschreibt in der Augenheilkunde den Punkt, an dem das Auge keine lichtempfindlichen Rezeptoren hat. Die Evolution hat dafür gesorgt, dass das Gehirn den Eindruck eines kompletten Blickfelds vermittelt. Die Suggestion eines Ganzen entsteht unter Ausblendung der Nichtwahrnehmung von Teilen der Realität und ist damit trügerisch.

Wegner, lange selbst in kirchlichen Diensten tätig, blendet den tausendfachen Einsatz der Kirchen in Gestalt ihres Seelsorgepersonals komplett aus. Er konzentriert sich auf öffentlichkeitsheischende Aktionen wie öffentliche Totenwachen jeden Freitagabend und Großgottesdienste oder dogmatische Abklärungen, ob man Gott für Covid-19 verantwortlich machen könne oder nicht. Doch von einem Rückzug der Kirchen kann keine Rede sein. Im Gegenteil.

Zahlreiche Seelsorger stehen seit Ausbruch der Pandemie in Krankenhäusern, Pflegeheimen und ambulanter Versorgung trotz strikter Sicherheitsmaßnahmen den Kranken, Pflegerkräften und Ärzten unterstützend zur Seite. Richtlinien für Seelsorge in Zeiten der Pandemie wurden erarbeitet und veröffentlicht (www.covid-spiritualcare.com). Dank erheblicher Professionalisierungsschübe in den letzten drei Jahrzehnten haben sich die überwendlich kirchlich finanzierten Seelsorger als unverzichtbare Mitglieder in den Versorgungsteams des Gesundheitswesens erwiesen, von der Palliativmedizin über Psychiatrie und Geriatrie bis in die Intensivmedizin hinein.

Tröstende Gesten und Gebete für Sterbende und ihre Angehörigen

Dies wird in der angespannten Situation der Pandemie besonders deutlich, wie unlängst die Münchner Soziologen Armin Nassehi und Irmhild Saake beschrieben haben: Der besondere Beitrag der Seelsorge ist es, niedrigschwellige Situationen des Alltäglichen herzustellen, in der Sterbende zu ihrem Habitus des Privaten zurückfinden und nicht auf die Rolle des Covid-Kranken oder Sterbenden reduziert werden. Im Kontext hochfunktionalisierter Einrichtungen wie Intensivstationen bedarf es der kommunikativen und hermeneutischen Kompetenzen von Seelsorgern, die solche Situationen herstellen.

Wenn die Patienten und Vertraute und tröstende Gebete und Gesten zu

rückgreifen möchten, finden sie in Klinikpfarrern ein verlässliches Gegenüber, das den intimen Rahmen von Klage, Bitte und Segen nicht an die Öffentlichkeit zerrt. Diesen Dienst am Privaten leistet kirchliche Seelsorge im öffentlichen Raum des Gesundheitswesens.

Wo Seelsorger wegen hygienischer Vorschriften nicht selbst zu den Kranken und Sterbenden kommen können oder dürfen, geben sie dem medizinisch-pflegerischen Personal Hilfestellung und Anleitung, ihre Patienten spiritueller zu unterstützen. Unter der Website „niemandbleibtallein.de“ hat die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) Material mit christlichen und nicht-christlichen Texten zusammengestellt, auf das klinische Personal zur Unterstützung Sterbender und Angehöriger zurückgreifen kann. Rezitationen und Gebete als Podcasts, Video-Tutorials zum Segnen unter Hygienebedingungen wurden erstellt und werden von vielen Einrichtungen – nicht nur denjenigen in kirchlicher Trägerschaft – abgerufen.

Religiöse Begleitung führt zu den Quellen der Resilienz

Viele Seelsorger bemühen sich um Kontakt mit Angehörigen, ermöglichen Abschied vom Verstorbenen, Aussegnungen, Trauerfeiern und würdevolle Bestattungen, wenn auch nur im kleinsten Kreis. In einer Züricher Universitätsklinik erstellte eine Seelsorgerin gemeinsam mit Pathologen sachgemäße und menschenwürdige Leitlinien zum Umgang mit dem Leichnam von Covid-19-Patienten. In den Justizvollzugsanstalten, die seit März nach Pandemieplänen arbeiten, sind neunzig Prozent der Gefängnisseelsorger durchgehend vor Ort präsent und betreuen Insassen, die unter Quarantäne doppelt isoliert sind. Viele Gefangene haben ihre Kinder über Monate nicht sehen können; Seelsorger halten im geschlossenen System die Tür zum Leben draußen offen.

Religion löst in diesen Situationen keine Probleme, aber religiöse Begleitung ermöglicht es den Betroffenen, auf die Quellen ihrer Resilienz zuzugreifen zu können. Man kann zwar konfessionslos glücklich sein, wie Gerhard Wegner schreibt, aber dank der Pandemie sind die Menschen eher unglücklich – ob mit oder ohne Konfession. Hier beizustehen, ohne fertige Antworten, ist das Angebot der Kirchen, das sie täglich tausendfach einlösen, mitunter unter Gefährdung des eigenen Lebens der Seelsorger. Wie anderes Gesundheitspersonal auch sind zahlreiche Seelsorger schwer erkrankt.

Ein Gemeindepfarrer erstirbt sich im April beim Landgericht Altenburg das Recht, die Bewohnerin eines privaten Altenheims im Sterben begleiten zu dürfen. Das Heim wollte ihm dies unter Hinweis auf behördliche Verordnungen verweigern und verwies auf heiminterne psychologische und sozialarbeiterische Unterstützung. Das Landgericht sah dies laut Bescheid vom 14. Februar 2020 anders und entschied im Sinne des Grundrechts zur religiösen Begleitung.

In der öffentlichen Wahrnehmung finden diese Anstrengungen wenig Aufmerksamkeit. Aber sie sind da, sie kosten hohen Einsatz an Personal und Ressourcen. Sie helfen Menschen im intimen Raum von Krankenzimmern und Privatwohnungen. Zu behaupten, Religion hätte keine Funktion mehr, ist nicht nur falsch, sondern ignorant. Der Beitrag der Kirche zur Pandemie ist nicht, Gottes Verantwortlichkeit für das Leid zu klären, sondern Gottes Beistand im Leiden zu vermitteln. Seelsorge tut sie auf diskrete Weise. Aber sie tut es.

Traugott Roser, Jahrgang 1964, ist evangelischer Theologe. Er lehrt Praktische Theologie an der Universität Münster.



Wenn die Stimme ein Pflaumenrad schlägt: Sarah Maria Sun singt Philippe Manoury.

Foto Deutschlandradio / Simon Detel

Solo für Rumpelstilzchen

Das Ultraschall-Festival für neue Musik bleibt auch im Radio ein Faszinosum

Musik wie ein Vers des mährischen Dichters Jan Skácel: „alles schmerzt sich einmal durch bis auf den eigenen Grund“. Das Violoncello ächzt wie der Strick eines Lasttiers am Balken einer Treitmühle. Kreisender Klang, der sich entfernt und näher kommt bis zu der Stelle, wo er sich abschrammt an einem herzlosen Gegenüber, sich wundert, wieder und wieder, tiefer und tiefer mit jeder Runde. Pulsierendes Brennen, anwachsend in immer weiter gespreizten Doppelgriffen. Skácel setzt fort: „und die angst vergeht“. Aber in dem Stück von Séverine Ballon, das sie selbst auch spielt, vergeht keine Angst. Die Musik bricht zusammen vor Erschöpfung. Ihr geht die Luft aus in letzten Flageollets des Erstreckens, dann überlässt sie sich, entkräftet, einer täuschend tröstlichen Stille.

Der Lockdown gebiert gute Kunst

„Novembre 2020“ hat die Komponistin und Cellistin dieses Stück über titelt: Das steht für den Beginn des zweiten Lockdowns im Kulturbetrieb Deutschlands. Das Stück ist nicht laut, nicht plakativ, eher von zarter, aber suggestiver Phantasia. Titel und Gestalt spielen sinnfällig zusammen; was man hören kann, wird eindringlich bleiben noch dann, wenn man über den Anlass nicht mehr viel zu sagen hat. Ein Merkmal guter Kunst.

Das Konzert von Séverine Ballon stand am Ende der diesjährigen Ausgabe von Ultraschall, dem Festival für neue Musik, das seit 22 Jahren gemeinsam von Deutschlandfunk Kultur und dem Kultur-

radio des RBB in Berlin veranstaltet wird. In diesem Jahr wurde das Publikum der Pandemie wegen ausgesperrt; es konnte nicht zusehen, nur zuhören: im linearen Audio-Livestream. „Man nennt es auch ‚Radio‘“, merkten die beiden künstlerischen Leiter Rainer Pöllmann und Andreas Göbel an, nicht ohne ein Grinsen über eine Selbstverständlichkeit, die plötzlich neues Gewicht bekommt.

Die zehn Konzerte in fünf Tagen, auf Kammerbesetzungen beschränkt, hinterließen in der Konzentration eher einen starken Eindruck. Natürlich gab es auch dieses Jahr wieder Stücke mit einem Überschuss an Reflexion zu Ungunsten der sinnlichen Erfahrung, ein Übergewicht an Technologie und Demonstrationseifer also, das in „Qu'est devenu ce bel œil“ von Yannik Giger den ursprünglichen Gegenstand der Faszination – die Musik des Renaissancekomponisten Claude Le Jeune – völlig auszulöschen vermochte. Und es gab wieder Fälle, bei denen die Autoren der suggestiven Sinnlichkeit ihrer Musik nicht trauten und den Stücken Titel verpassten, die nichts aufschließen, sondern wiederum Erklärungen und Kommentare notwendig machen: darunter „spread in lobes like lichen on rock“ von Joshua Mastel (schöne Dunststudie mit Tropf- und Schmatzgeräuschen) oder „si callalo pudie sentiras“ von Irene Galindo Quero (ein Parallelmonolog in origineller Fortschreibung europäischer Kirchenromantik).

Die zu Klassikern der Gegenwart gewordenen Komponisten Wolfgang Rihm und Toshio Hosokawa zeigen da eine ganz andere Souveränität im Vertrauen auf die Schlichtheit solcher Titel wie „zu singen“ (nach Hölderlins „Mnemosyne“) oder „Three Love Songs“ (nach Gedichten der japanischen Lyrikerin Izumi Shikibu aus dem zehnten Jahrhundert). Und beide folgen in einer heutzutage altmodisch gewordenen Achtsamkeit dem Sinnversprechen der vertonten Texte, das sich im Gesang erfüllen soll.

Das Konzert mit der Sopranistin Sarah Maria Sun und der Klarinetistin (und Saxophonistin) Nina Janßen-Deinzer, in dem beide Kompositionen zur Wiederaufführung kamen, gehörte gewiss zu den Höhepunkten dieser Ausgabe. Großartig, wie das zitternde Gurren der Klarinette und die kehlige Glut des Soprans einander zum Höhepunkt trieben in „Xanadu“ von Philippe Manoury nach dem Gedicht „Kubla Khan“ von Samuel Taylor Coleridge. Manoury knüpft mit schamloser Wollust an ein Vokalitätsideal der Pracht an, wie bei Richard Strauss oder Maurice Ravel, und lässt die Stimme ein Pflaumenrad schlagen. Der Kanadier Thierry Tizdrow gab Sarah Maria Sun mit „Die Flamme“ nach Christian Morgenstern – einer Groteske über Größenwahn – Gelegen-

heit zu einem fulminanten Rumpelstilzchen-Solo für durchdrehenden Sopran.

Bei einem Werk mit stark performativem Anteil wie „Fluctuation 1a“ der jungen Chinesin Yiran Zhao, das sich – so die Worte der Radiomoderatorin Leonie Reineke – um „eine an einem Draht schaukelnde Keksdose“ drehen soll, vermisst man als Hörer dann doch den Seh-Eindruck. Allerdings wird die Phantasia des Ohres von der unbefriedigten Neugier des Auges bei diesen unheimlichen Lockungen des Sirens, Summens, Hauchens und Rascheln noch befeuert.

Einstimmung aufs Dante-Jahr

Nachdem Titus Engel vom Magazin „Opernwelt“ vor drei Monaten sehr zu Recht zum Dirigenten des Jahres gekürt worden ist, hätte man ihm nun beim Konzert mit dem Kammerensemble Neue Musik auch gern zugesehen, zumal seine Gestik vielleicht auch dem Ohr mehr Richtung angezeigt hätte in dem recht länglichen „Récit ductile“ (Dehnbare Erzählung) des türkischen Komponisten Emre Dündar, das beim reinen und erstmaligen Hören eher redselig als vielsagend wirkte.

Trotzdem lohnt die Musik von Dündar – 1972 in Istanbul geboren, momentan Stipendiat des DAAD in Berlin – unbedingt die Entdeckung. Sein Parergon zu „De vulgari eloquentia“ für Ensemble und Sprecher gibt mit seinem Bezug auf den Traktat über die Beredsamkeit der Volkssprache nicht nur eine originelle Einstimmung auf das Dante-Jubiläum dieses Jahres. Das Stück beschäftigt sich zugleich mit der Sprache der Ubychen, deren letzter Sprecher, Tefvik Esenç, 1992 in der Türkei starb. Die Ubychen stammten ursprünglich aus dem Nordkaukasus, der Gegend um Sotschi am Schwarzen Meer. Im neunzehnten Jahrhundert, als Russland vermehrt Krieg gegen die Tscherkessen führte, wanderten sie aus ins Osmanische Reich.

Emre Dündar saugt uns mit elektronischen Mitteln direkt hinein in sein Stück und lässt dann einen regelrechten Katarakt von Klängen losbrechen, in dem dokumentarisches Material fortgerissen wird wie Häuser, Menschen und Vieh in einem Hochwasser. Man denkt an Michail Lermontows Faszination für den Terrek, einen reißenden Gebirgsstrom im Kaukasus, an Mili Balakirews berühmtes Klavierstück „Islamej“, das aus der Faszination durch den Vortrag eines Tscherkessenkriegers mit einer Kniegeige entstanden war. Diese Tarantellarhythmik lässt auch Dündars Musik immer noch beben, zugleich zeigt sich darin – abseits der Semaantik – im Lachen, Klagen, in Satzintonation und Deklamation, was die ubychische Sprache einmal ausmachte. Dreißig Tage lang kann man übrigens alle Konzerte nachhören. JAN BRACHMANN

Diese Gier nach Leben

Schauspielerin Gunnell Lindblom gestorben

Ein kleiner Junge in einem Hotel in einer fremden Stadt. Er läuft durch die Gänge, seiner Mutter hinterher, die mit einem unbekanntem Mann in ein Zimmer geht. Die beiden schlafen miteinander, der Junge horcht an der Tür und späht durch das Schlüsselloch. Dann läuft er zu seiner Tante zurück, die mit dem Ersticken ringt. Am nächsten Morgen stirbt sie. Anna und der Junge reisen ab. Im Zug liest Johan einen Zettel, den ihm die Tante mitgegeben hat. Darauf stehen Worte in einer Sprache, die er nicht versteht.

Heute kann sich niemand mehr vorstellen, was Ingmar Bergmans Film „Das Schweigen“, aus dem diese Szenen stammen, vor sechzig Jahren in Deutschland auslöste. Filmclubs zerbrachen, Pfarrer verdammten, Staatsanwälte ermittelten, die „Aktion saubere Leinwand“ entstand. Dabei zeigte Bergman Sex als leeren Akt in einer trostlosen Welt. Aber eben in dieser Sinnlosigkeit lag die Provokation, auf die die Moralhüter ansprangen. Mit dem „Schweigen“ lernte das Kino, die Sprache Kafkas zu sprechen. Im Zentrum des Alptrahms freilich stand nicht der Angestellte K., sondern ein Schwesternpaar: Anna und Ester. Ester, die Tante, war Ingrid Thulin, und Anna war Gunnell Lindblom.

Lindbloms Karriere begann, wie die vieler Bergman-Schauspielerinnen, auf der Bühne. 1954 holte er sie ans Stadttheater Malmö, 1957 gab er ihr den Part des Dorfmadchens im „Siebenten Siegel“, das am Ende lächelnd sagt: „Es ist vollbracht“, und auch in der „Jungfrauenquelle“ und „Licht im Winter“ hatte sie wichtige Nebenrollen. Nichts davon aber kündigte die wilde Direktheit an, mit der Gunnell Lindblom im „Schweigen“ agierte. Ihre Lebensgier ist so gnadenlos wie der Zynismus Ingrid Thulins, und als sie am Ende mit ihrem Sohn im Zug sitzt, wünscht man sich, das Kind fände einen Weg, ihr zu entkommen. Wenn der Geschwisterkrieg die Urszene des Bergman-Kinos ist, dann bleibt Lindbloms Anna darin die ewige Siegerin: die Frau, für die nichts zählt außer dem Hier und Jetzt.

Nach dem „Schweigen“, von heute aus unbegreiflich, erlosch Bergmans Interesse an Lindbloms Energie: Außer einem Auftritt in den „Szenen einer Ehe“ gab er ihr nichts mehr zu tun. Die beiden blieben Freunde, Lindblom schrieb und inszenierte selbst, spielt in Filmen der Schwedin Mai Zetterling („Die Mädchen“) und zuletzt in der Stieg-Larsson-Verfilmung „Verblendung“ mit. Jetzt ist Gunnell Lindblom neunundachtzigjährig in Stockholm gestorben. Ingrid Thulin, Max von Sydow, Bibi Andersson, Bergman selbst sind schon Jahre tot. Der Vorhang schließt sich. ANDREAS KILB



Gunnell Lindblom, 1963 Foto ddp

Eliot-Preis an Bhanu Kapil

Bhanu Kapil ist die neue Trägerin des T. S. Eliot-Preises, der mit 25 000 Pfund am höchsten dotierten britischen Lyrik-Auszeichnung. Die 1968 als Tochter indischer Einwanderer in England geborene, im Londoner Arbeitermilieu aufgewachsene Dichterin wird für ihren jüngsten Band, „How to Wash a Heart“, prämiert, einer nach den Worten der Jury „radikalen und fesselnden“ Sammlung von freien Versen über das gespannte Verhältnis zwischen einer Einwanderin und ihrer vermeintlich liberalen Gastgeberin. In dieser Reflexion über die Grenzen der Inklusivität bezeichnet sie es als erschöpfend, für immer Gast zu sein bei jemand anderem. Bhanu Kapil, die sich in ihrem Lyrik, Prosa und Performance mischenden Werk mit den Marginalisierten „am Boden der Welt“ befasst, lehrte lange an der Universität Naropa in Boulder, Colorado, bevor sie 2019 als Fellow an die Universität Cambridge ging. G.T.

In aufrichtiger Anteilnahme trauern wir um

Rita Rolz

* 26. August 1935 † 26. Dezember 2020

Rita Rolz war von 1984 bis 1995 als Reinemachefrau bei uns beschäftigt.

Wir werden sie als eine liebenswerte und geschätzte Kollegin in Erinnerung behalten.

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG